

Faith is Fake (naNa Na naNa)

Eine kleine 10-Punkte-Theologie des Glaubens, der Berge versetzen kann

Harald Schroeter-Wittke

Institut für Evangelische Theologie, Universität Paderborn

Abstract

Der Artikel unternimmt eine kultur- und theologiegeschichtliche Spurensuche der These, dass der christliche Glaube als *faith* (fiducia) und die dialektische Doppelstruktur des Fake nahe Verwandte sind. Vor diesem Hintergrund liest der Autor zentrale biblische Szenen und Narrative neu und empfiehlt *fakesmile* statt Faksimile mit dem ultimativen Hinweis: Wer's glaubt, wird selig.

1. Opus: Live is Life

1984 tönnte dieses Opus der gleichnamigen österreichischen Band aus allen Lautsprechern der Welt: *Live is Life* (naNa Na naNa) – einer der größten Live-Hits des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Nicht tautologisch selbstbehauptend, sondern metonymisch Sinn verschiebend durch die lautlose Veränderung eines Buchstabens. So geschmeidig geht es bei der theologischen Wahrnehmung von Fakes nicht: Dort bleibt die buchstäbliche Verschiebung hörbar, gleichwohl wird die Nähe der beiden Phänomene sinnfällig – und es bleibt der fröhlich trotzige Nachklang *naNa Na naNa*, der vielleicht das Wichtigste und Eingängigste an diesem Opus ist,¹ weil er Atmosphären des Unbekümmert²- und Kindseins³ zum Klingen bringt, die dem Glauben fundamental eignen, obwohl er natürlich das Elend dieser Welt durchaus auch wahrzunehmen und zu gestalten weiß. Doch ist diese Einsicht grundlegend: Ohne Fest kein Glaube! Erst das Feiern, dann der Alltag! Erst die Gnade, dann die Werke! Erst das Geliebtwerden, dann die Drecksarbeit! Darin sind sich Glaube und Popkultur ähnlicher, als ihnen vielleicht lieb ist: Das Fest ist nicht nur Unterbrechung des Alltags, sondern dessen notwendige Voraussetzung und Grundierung: Kein Advent ohne Event. Das

Leben wird vom Fest unterhalten, nicht umgekehrt: *Live is Life!*

2. Fake als Faktum und Faktor: Vom evangelischen Interesse am Fake

Fakes haben in der Theologie keine gute Presse. Gleichwohl sind sie ein wesentliches Faktum und ein mächtiger Faktor in der gegenwärtigen Welt. Doch scheint den Fake zunächst einmal dasselbe Schicksal zu ereilen wie Masse, Popkultur (Fechter, Fermor, Pohl-Patalong & Schroeter-Wittke 2005), Unterhaltung (vgl. Schroeter-Wittke, 2002) oder Oberfläche (Klie 2011), die kirchlicher- und theologischerseits im 20. Jahrhundert mit atemberaubender Schnelligkeit stante pede moralisch verteufelt wurden, ohne sie je abgeschlossen in ihrer Doppelbödigkeit wahrgenommen zu haben. Offensichtlich gehen sie Kirche und Theologie subkutan direkt ans Eingemachte, was darauf hindeutet, dass Kirche und Frömmigkeit unterschwellig viel gemein hat mit diesen Phänomenen. In Deutschland gilt dies noch in einem verstärkten Maße, da die Zeit des Nationalsozialismus alle diese Phänomene aufs Gründlichste desavouierte. Wie kann dem kirchlich und theologisch begegnet werden? Als die gegenwärtig

¹ Kein Fake: Die Wichtigkeit dieses Lauttextes wird durch dessen Nichterwähnung in den Lyrics nur hervorgehoben!

² Vgl. Matthäus 6,25 (Lutherübersetzung 2017): „Darum sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anzie-

hen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?“

³ Vgl. Markus 10,15 (Lutherübersetzung 2017): „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“

wichtigste popkulturelle Erscheinungsform des deutschen Protestantismus, der Deutsche Evangelische Kirchentag, 1949 entstand, sah er sich von Beginn an über Jahre hin mit dem Vorwurf konfrontiert, er wäre nichts anderes als eine anbietende Massenveranstaltung und würde demzufolge auch den Gefahren der Masse, wie sie sich in der NS-Zeit gezeigt hätten, erliegen. Der Gründer des Kirchentags, Reinold von Thadden-Trieglaff (1891-1976), konterte von Beginn an, dass man Masse nicht den Feinden der Masse überlassen dürfe (Schroeter-Wittke 2017). In derselben Richtung liegt mein vitales Interesse am Fake: Warum sollte der Fake den Feinden des Fakes überlassen werden, die sowohl den Fake als auch das Leben zerstören?

3. Faith: Was für ein Vertrauen

Der Kirchentag geht im Wettstreit um die gesellschaftliche Aufmerksamkeit in Dortmund 2019 mit der Losung ins Rennen: Was für ein Vertrauen (2. Könige 18,19). Diese Losung entstammt einer Kriegsgeschichte aus dem Jahre 701 v. Chr., in der die weltpolitische Großmacht Assyrien das am politischen Rande gelegene Jerusalem belagerte. Trotz der gigantischen Übermacht und der damit verbundenen aussichtslosen Situation ergab sich Jerusalem nicht freiwillig. Daraufhin verhöhnte der assyrische Oberbefehlshaber Rabschake, den König aus Juda Hiskia, mit den Worten:

„Was ist das für ein Vertrauen, das du da hast? Meinst du, bloße Worte seien schon Rat und Macht zum Kämpfen? Auf wen verlässt du dich denn, dass du von mir abtrünnig geworden bist?“

(2. Könige 18,19f)

Trotz der erdrückenden Fakten, die die Assyrer geschaffen hatten, geht die Geschichte aber wider Erwarten zugunsten Jerusalems aus. Aus bislang ungeklärten und möglicherweise nicht mehr klärbaren Gründen zog sich das assyrische Heer zurück (ZDF Terra X 2016, 701). Das Vertrauen auf JHWH, den einen Gott, hatte geholfen – so der Glaube derjenigen, die diese Geschichte überlieferten.

Glaube ist Konfliktgeschehen. Als solches ist Glaube zuallererst Vertrauen (fiducia) und erst

danach Erkenntnis (cognitio). *Faith* (fiducia) bezeichnet den Glauben, den wir einer Sache schenken: to put faith in something. Vor 60 Jahren publizierte Paul Tillich (1886-1965) *The Dynamics of Faith* (1957)⁴ und beginnt mit der Feststellung:

„Es gibt kaum ein Wort in der religiösen Sprache – weder in der theologischen noch in der populären –, das mehr Missverständnissen, Verzerrungen und fragwürdigen Definitionen ausgesetzt ist als das Wort ‚Glaube‘.“

(ebd., 7)

Tillich definiert Glaube, *faith*, als „das Ergriffensein von dem, was uns unbedingt angeht“ (ebd., 9), und grenzt dies scharf ab von einem Verständnis von Glauben als „Für-wahr-Halten“ (ebd., 42). Das korreliert gut mit Bill Gates: „Etwas ist real, weil es intensiv ist, und nicht umgekehrt“ (Beuscher 2017, 27).

Wenn Glaube zuallererst Vertrauen ist, dann kommt es fundamental auf Vertrauensbildung als *modus vivendi* an. Vertrauen aber wird nicht in erster Linie durch Fakten gebildet, die zumeist erdrückend sind, sondern durch positive Erfahrungen mit Geliebtwerden, Treue, Zuverlässigkeit und Sich-Verlassen-Können (griechisch: *ex-istieren*). Vertrauen gewinnt Gestalt in Phänomenen wie Zutrauen fassen, Begeisterung, Lebensmut, Schuldfähigkeit und Übernahme von Verantwortung. Ein solcher durch Vertrauen gebildeter Glaube macht Unterstellungen, die letztlich nicht begründbar sind. Im Christentum z.B. macht der Glaube die Unterstellung, dass ein die Menschen liebender Gott diese Welt unterhält. In diesem Sinne ist *Faith* Unterstellung und Unterhaltung zugleich. Die Unterstellungen, die der Glaube macht, verstehen sich nicht als Vertröstungen, sondern als Irritationen von Selbstgefälligkeiten, Selbstverhältnissen und selbstgewählten Identitäten, die das Andere, das Fremde – personifiziert in dem, was wir Gott zu nennen pflegen –, nicht zulassen. Sünde als transmoralischer Sachverhalt bezeichnet jenes „*incurvatus esse in se*“ (Martin Luther), jenes In-sich-selbst-Verkümmert-Sein, jenes Durch-die-eigenen-Taten-Eingekesselt-Sein, welches die Außenwelt zum Fake macht, der Vertrauen zerstört. Diesem Fake kann durch Fakten nicht geholfen werden, sondern nur durch *Faith*, welcher selber wiederum Fake, doppelbödig ist, der nichts schön redet, dieser Welt aber gegen al-

⁴ Vgl. auch: Tillich (1961)

len Anschein Heil unterstellt. So kann die Welt schön erscheinen, also Pop sein, ohne Welt und Mensch zerstören zu müssen.

4 Alles Gerücht – alles Fake: Fides ex auditu – Der Glaube kommt aus dem Hörensagen (Römer 10,17)

Als Gerücht stellt der Fake das älteste und populärste Massenmedium der Menschheitsgeschichte dar (vgl. Kapferer 1997; Neubauer 1998; Selbin 2010). Es verbreitet sich im Fluge, wie ein Lauffeuer, manchmal schleppt es sich aber auch dahin, eilt hin und her, schwelt einfach nur oder ist schlicht im Umlauf. Ein Gerücht hat sich seit alters her vor allem über Mund-zu-Mund-Propaganda verbreitet und soll nicht nur unterhalten, die Phantasie anregen oder informieren, sondern vor allem geglaubt werden. Ein Gerücht existiert im Modus des Hörensagens. So lässt sich z.B. die Osterbotschaft als Gerücht, als Fake lesen, durchs Hörensagen verbreitet. Für die Langlebigkeit von Gerüchten ist nicht in erster Linie ausschlaggebend, ob sie wahr oder haltlos sind, sondern ob sie die Sehnsüchte und Ängste der Menschen anzusprechen in der Lage sind. Gerüchte sind in- oder zumindest nur halboffiziell. Sie stehen am Rand der gesellschaftlich definierten Realität und stellen diese in Frage. Sie entstehen am Rand, unten, in nicht verbürgten, wenig glaubwürdigen Zirkeln und lassen sich kaum kontrollieren. Schließlich sind Gerüchte ansteckend. „Aber sag's nicht weiter!“ – so vertraut Gutemine ihr Geheimnis über den Aufenthaltsort des Sehers der Frau von Methusalix an – gefolgt von einem Sternchen mit der Fußnote: „Gallische Redensart“. Am Ende seiner Gerüchteküche schreibt Kapferer:

„Ist die Religion nicht das schönste Beispiel für ein Gerücht? Ist sie nicht die Verkündigung eines Wortes, das man einem ursprünglichen GROSSEN ZEUGEN zuschreibt? Bedeutsam ist, dass diese ursprüngliche Quelle im Christentum das Wort heißt. Wie das Gerücht ist die Religion ein ansteckender Glaube: Vom Gläubigen wird erwartet, daß er aufs Wort glaubt, daß er sich zur offenbarten Wahrheit bekennt. Nicht der Beweis der Existenz Gottes schafft den Glauben, sondern umgekehrt. So gehen denn die tiefsten Überzeugungen, die den Weg der Völker bestimmen, oft nur von Worten aus.“
(Kapferer 1997, 322)

Mit dem Begriff des Hörensagens hat Klaus-Peter

Jörns die Predigt theologisch gekennzeichnet (vgl. Jörns 1989, 155-175; Reuter 2000, 43-53). Er bezieht sich damit auf Römer 10,17: *hü pistis ex akoäs* – Der Glaube kommt aus dem Hören, ein Satz der in der Rezeptionsgeschichte problematischerweise oft dazu geführt hat, dem Akustischen den Vorzug vor dem Visuellen zu geben. Luther hatte seinerzeit übersetzt: Der Glaube kommt aus der Predigt. Eine klassische Fake-Übersetzung, die dem kontorvertheologischen Gewicht der Predigt bei Luther geschuldet ist (vgl. Bizer 1958). Es wäre aber falsch zu sagen, dass diese Übersetzung falsch sei, gleichwohl sie nicht korrekt ist. Jörns übersetzt *akoä* als Hörensagen, als Gleichzeitigkeit vom Akt des Hörens mit dem, was gehört wird (Dobberstein 2000, 253; Waldenfels 1994, 252). Jörns charakterisiert damit die Verkündigung als ein Gerücht, dem sich viele nicht entziehen können. Vieles spricht dafür: Dass es im Markus-evangelium ursprünglich nur einen Bericht vom leeren Grab gab (Markus 16,1-8), dass die ersten Zeugen Frauen sind, also Menschen, die nach antiker Auffassung keine Zeugen sind, dass sich die Botschaft von der Auferweckung Jesu wie ein Lauffeuer herumspricht, dass sie vom Rand her die bestehenden Verhältnisse in Frage stellt, dass sie auf Glauben aus ist etc. Mit dem Hörensagen bewegen wir uns im Bereich der Ahnung. Ahnung ist der Wahrheit oft näher als Wissen (vgl. Höggebe, 1996; Schroeter-Wittke, 2000). Es geht um Vorgänge, Zugänge, Ausgänge. Es geht um Akte, nicht um Ex-Aktes. Mit ex-aktem Hören ist Gott nur schwer beizukommen.

Römer 10,17 lässt sich aber auch noch anders übersetzen: das Vertrauen kommt aus dem Hören. Wenn denn das sog. Urvertrauen, von dem wir leben, nicht einfach vom Himmel fällt, sondern durch die Sinne und deren sozialen Kontexte sich allererst bilden muss – eine Bildungsaufgabe allerhöchsten Ausmaßes! –, dann entsteht es zunächst im Vorgang des Hörens, der phylogenetisch mit der Haut verbunden ist, insofern Ohr und Haut aus der gleichen Zellschicht entstehen, noch bevor der Fötus ein Embryo geworden ist (Berendt 1998, 74). Kein Wunder, dass die Haut nach Vilém Flusser das wichtigste Hörorgan ist (Flusser 1994, 158), kein Wunder auch, dass die Haut unser wichtigstes Vertrauensorgan darstellt, und kein Wunder schließlich, dass Jesus seine Heil bringende Botschaft fast ausnahmslos mit Berührungen verband, sei es, dass er Menschen physisch berührte und heilte, sei es, dass er uns mit seinen gefaketen Geschichten (Gleichnissen und Parabeln) bis heute (be)rührt.

5. Fake als Doppelbödigkeit des Seins: Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei

Bei der Frage nach Fakes geht es um die Wurst. Es gibt Fakes, die Vertrauen nachhaltig zerstören. Und es gibt Fakes, die wir unbedingt als Spielraum von Frei- und Wahrheit benötigen. Beides ist aber mitunter nicht sauber zu unterscheiden, weshalb Fakes zu Ent-Scheidungen aufrufen, also einer Ethik mitsamt Verantwortungs- und Schuldübernahme bedürfen, die alles andere als moralinsauer daher kommen sollte und Empörung, mit der wir uns selbst über andere erheben, emporen, zu vermeiden hat. Der Fake führt eine Doppelbödigkeit mit sich, die es in sich hat, zumal diese nicht nur zum Grund- sondern auch zum Abgrundwissen der Theologie gehört.

6. Kleine Bibelkunde der Doppelbödigkeit: Eines hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört. (Psalm 62,12)

Aus diesem Psalmwort

„hat die jüdische Auslegung das Prinzip abgeleitet, dass jeder biblische Satz mindestens zwei Auslegungen zulässt, ja erfordert – mindestens zwei, doch es können – nach einem bekannten rabbinischen Diktum – bis zu siebzig sein.“

(Ebach 2002, 226)

Wenn im Protestantismus das sola scriptura ernst genommen wird, ergibt sich daraus theologischer Sprengstoff: Am Grund dessen, worauf sich Glaube bezieht, ist unhintergebar Doppelbödigkeit, Zweifaches, Nichteindeutigkeit eingeschrieben. Zwar setzt der Glaube sein Vertrauen in die Einheit Gottes, die dieser Doppelbödigkeit voraus liegt, aber er kann diese nicht selbstevident garantieren. Der Glaube setzt sich im Vertrauen auf die Einheit Gottes als Schöpfer und Unterhalter der Welt dieser unhintergebaren Fake-Struktur von Realität, von menschlicher Wirklichkeit aus. Er kommt an den Ur-Sprung nicht heran und weiß sich immer schon von jenem unerreichbaren Ur her auf dem Sprung. Konsequenterweise beginnt die Bibel mit B, nicht mit A. Der erste Buchstabe der Bibel in Genesis 1,1 ist ein Bet: ב – ein Buchstabe, der – wie das Hebräische von rechts nach links gelesen – jede Möglichkeit verwehrt, ihn

auf den Anfang aller Anfänge hin zu überspringen (Ebach 1997, 91): *B'ereschit bara* – doppeltes „b“: Big Bang. Die deutsche Übersetzung „Am Anfang schuf...“ setzt einen schlechthinnigen Anfang und verleugnet diesen Ur-Sprung. Die Übersetzung „Im Anfang schuf ...“ bringt das „In-etwas-Drin-Sein“ der Präposition *b'* zur Sprache, nicht aber deren Zweitstelligkeit. Das würde besser gelingen in der Übersetzung: Beim Beginn schuf Gott Himmel und Erde.

Übersetzung heißt eben immer *Üb'Ersetzung*, ist also ohne Fake-Faktor nicht möglich. Das ist für das Christentum wesentlich, weil dieses von Beginn an eine Übersetzungsreligion darstellt. Dessen Grundtext, das Neue Testament, ist in Griechisch überliefert und beinhaltet notwendigerweise zugleich das sog. Alte Testament, dessen Muttersprache das Hebräische ist. Die Muttersprache seines Religionsgründers Jesus allerdings ist weder Hebräisch noch Griechisch, sondern vielmehr Aramäisch, das dem Hebräischen ähnlich verwandt ist wie das Niederländische dem Deutschen. Bis auf wenige in griechischer Sprache überlieferte wörtliche aramäische Rede – z.B. am Kreuz: *Eloi, eloi, lema sabachthani* (Markus 15,34) – existieren von Jesus also nur Worte und Berichte in griechischer Übersetzung. Da das Griechische und das Hebräische bzw. Aramäische in Schrift, Sprache und Grammatik etwa soweit voneinander entfernt sind wie das Deutsche und das Chinesische, ist leicht vorstellbar, wie stark der Faktor des *Üb'Ersetzens* für das Christentum notwendigerweise von Beginn an sein musste. Das Christentum hat dies in der Dogmenbildung der Alten Kirche insbesondere in der Trinitätslehre und Zweinaturenlehre Jesu Christi intensiv reflektiert. Für das Christentum war diese Übersetzungsstruktur kein Nachteil, konnte es sich doch genau wegen dieser Fake-Grundstruktur weltweit in alle möglichen Kulturen inkulturieren, wobei die Inhalte jeweils weder unverändert blieben noch bleiben konnten – mit allen Vor- und Nachteilen, die dies mit sich bringt. Wenn z.B. bei den protestantischen Nazis Jesus mit sog. wissenschaftlichen Argumenten zum Arier erklärt wird mit dem Ziel, dessen Jude-Sein zu bestreiten (Leutzsch 2012, 195-217; ders. 2017, 65-99), dann werden die ethischen Grenzen solcher Fakes deutlich.

Der christlich-jüdischen Tradition ist die Grundstruktur des mindestens Zweifachen in allen wesentlichen Fragen eingeschrieben: Am Beginn der Bibel existieren zwei Schöpfungsberichte (Genesis 1,1-2,4a; 2,4b-3,25) aus jeweils unterschiedlicher

Zeit mit jeweils unterschiedlicher Schöpfungsvorstellung und unterschiedlicher theologischer Zielrichtung. Die Gebote Gottes werden in der Tora zweimal überliefert, einmal passagenweise in den Büchern Exodus (2. Mose), Leviticus (3. Mose) und Numeri (4. Mose) und dann ein zweites mal im Deuteronomium (5. Mose), dessen griechischer Name übersetzt „2. Gesetz“ heißt. Es nimmt daher nicht wunder, dass auch der Dekalog, die 10 Gebote, in beiden Gesetzesüberlieferungen vorkommt: Exodus 20,2-17 und Deuteronomium 5,6-21, wobei das Sabbatgebot jeweils völlig unterschiedlich begründet wird, in Exodus 20,11 schöpfungstheologisch-liturgisch und in Deuteronomium 5,15 exodustheologisch-sozialethisch. Das Alte Testament existiert in zwei völlig unterschiedlichen Fassungen. Der TeNaK, die sog. Hebräische Bibel, bestehend aus Tora (5 Bücher Mose = T), Propheten (Nebiim = N) und Schriften (Ketubim = K) endet mit dem 2. Chronikbuch und der Rückkehr aus dem babylonischen Exil mit der Aufforderung, in Jerusalem den Tempel wieder neu zu bauen:

„So spricht Kyros, der König von Persien: ‚Der Herr, der Gott des Himmels, hat mir alle Königreiche der Erde gegeben und hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen zu Jerusalem in Juda. Wer nun unter euch von seinem Volk ist, mit dem sei der HERR, sein Gott, und er ziehe hinauf!‘“

(2. Chronik 36,23)

Demgegenüber hat die LXX (Septuaginta), die griechische Übersetzung der Hebräischen Bibel einen anderen Aufbau sowie mehr Bücher als die Hebräische Bibel. Ihr Name geht auf eine Legende zurück, der zufolge 72 jüdische Gelehrte im hellenistischen Alexandria unabhängig voneinander die Tora übersetzt haben und dabei zum wörtlich gleichen Ergebnis gekommen sind. Deren Zahl wurde gekürzt in Anlehnung an die 70 mit Geist begabten Auserwählten in Numeri 11,24-30, die Mose bei der Rechtsprechung helfen sollen. Die LXX stellt in der Anordnung Geschichtsbücher – Weisheit – Prophetie die Grundlage dar für die lateinischen Übersetzungen des Alten Testaments, z.B. die Vulgata, aber auch für Luthers Bibelübersetzung, der allerdings entgegen der Kanonentscheidung der Kirche nur den hebräischen Schriften den vollen Rang des biblischen Buches zukommen lässt, während er die allein in griechischer Sprache überlieferten vorchristlichen biblischen Bücher seiner Bibelübersetzung als sog.

Apokryphen beifügt. In dieser Anordnung wird das Ende des sog. Zwölfprophetenbuches zum Ende des Alten Testaments, in dem der wiederkommende Elia verheißen wird:

„Siehe, ich will euch senden den Propheten Elia, ehe der große und schreckliche Tag des HERRN kommt. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern, auf dass ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.“

(Maleachi 3,23-24)

Was Ausgang, Anordnung und Umfang des Alten Testaments angeht, gibt es also eine Vielzahl von Varianten, die Luther auch im Neuen Testament einführt, als er selbsttätig solche Schriften, die ihm theologisch Schwierigkeiten bereiten, Hebräerbrief und Jakobusbrief, vor das letzte Buch der Bibel, die Johannesapokalypse platziert und sie so degradiert. Was also die Heilige Schrift sei, die als sola scriptura für den evangelischen Glauben Maßstab und Richtschnur darstellt, ist schon materialiter in Umfang, Anordnung und Sprache alles andere als klar.

Im Neuen Testament gibt es vier Evangelien, die über Leben, Tod und Auferstehung Jesu berichten, wobei zwischen den drei ersten Evangelien, den literarisch miteinander verbundenen sog. Synoptikern, und dem Johannesevangelium Welten liegen, die z.T. unlösbare Widersprüche mit sich bringen. Steht die Tempelaustreibung Jesu bei den Synoptikern kurz vor den Ereignissen, die zur Kreuzigung führen, so wird sie bei Johannes schon im 2. Kapitel am Beginn der Tätigkeit Jesu berichtet. Auch ist der Todestag Jesu bei Johannes ein anderer als bei den Synoptikern. Während Jesus bei Johannes, der kein letztes Abendmahl, wohl aber eine Fußwaschung kennt, genau zu dem Zeitpunkt stirbt, an dem im Tempel das Passalamm geschlachtet wird, also am 14. Nisan – was schon in Johannes 1,29 angekündigt wird: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!“ –, so befindet sich Jesus bei den Synoptikern zu diesem Zeitpunkt noch auf der Suche nach einem Raum für das Passamahl, das er als Abendmahl mit seinen Jüngern dann auch hält und demzufolge einen Tag später stirbt, am 15. Nisan. Weil Jesus aber in allen Evangelien am Tag vor dem Sabbat stirbt, verschiebt sich demzufolge bei Johannes auch das Todesjahr Jesu. Schauen wir auf die Anfänge der vier Evangelien, so differieren auch diese erheblich. Markus kennt keine Kindheitsgeschichte Jesu, Johannes, der mit

einem philosophischen Prolog „Im Anfang war das Wort...“ beginnt, ebenfalls nicht. Die beiden Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas haben so gut wie nichts gemeinsam, was sich auch in ihren beiden unterschiedlichen Stammbäumen Jesu (Matthäus 1,1-17; Lukas 3,23-38) mit jeweils unterschiedlicher Stellung und Richtung widerspiegelt. Auch die Ostergeschichten haben nur eines gemeinsam: Das leere Grab, mit dem das Markusevangelium in Markus 16,8 ursprünglich auch endet. Darüber hinaus finden sich in den Evangelien jeweils sehr unterschiedliche Ostererzählungen und -szenarien, ebenso wie die sehr unterschiedlichen Berichte über das Kreuzigungsgeschehen mit den jeweiligen letzten Worten Jesu. Weil die Frömmigkeitsgeschichte diese verschiedenen Traditionen zu einem einzigen Narrativ zusammengeschweißt hat, sind diese biblischen Differenzen selten theologisch oder religionspädagogisch produktiv geworden. Sinnbild für solches Zusammenschweißen sind etwa die Weihnachtskrippen, bei denen neben Hirten (Lukas 2) und Magiern (Matthäus 2), die zumeist als heilige drei Könige Geschichte gemacht haben, sogar Ochs und Esel begegnen, die in keiner Geburtsgeschichte der Evangelien auftauchen, sondern aus Jesaja 1,3 stammen und im Christentum zumeist als Diffamierung der Juden gelesen und verstanden wurden.⁵ Nun ist ja und also insbesondere das Weihnachtsfest durchzogen von Fakes, z.B. dem Christkind oder dem Weihnachtsmann, die allerdings auch deutlich machen, dass Weihnachten ohne solche Fakes keinen Spielraum für die Menschen und ihre wertzuschätzenden Festbedürfnisse bieten würde.

Schließlich ist auch der Advent Christi, die Ankunft des Gesalbten (griechisch: christos, hebräisch: meschiach, Messias), ein doppelter: Nach christlicher Lesart ist er schon gekommen im Kind in der Krippe – und er wird wiederkommen am Ende der Zeiten. In der Spannung zwischen „schon jetzt“ und „noch nicht“ entfaltet sich der Spielraum des Lebens. Und noch bei der Wiederkunft Christi gibt es einen doppelten Ausgang: zur Rechten und zur Linken wird am *Judgement Day* geschieden werden – eine Vorstellung, die alle populären Kulturen dieser Welt mit unausschöpflichem Mythen-Material ausstattet, das der Rachefantase kaum Grenzen setzt: Angefangen

vom Rachenengel in 2. König 19,35, der in der Nacht 185.000 Mann des assyrischen Heeres vor Jerusalem tötet, so dass Sanherib unverrichteter Dinge in Panik abzieht über das große Weltgericht im Anschluss an das 1000-jährige Reich in Johannesapokalypse 21 bis hin zu den popkulturellen Varianten der Apokalyptik im Hollywoodkino (Pezzoli-Olgiati 2009, 255-275). Weil „Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1. Timotheus 2,4), ist die Hölle zwar theologisch undenkbar, nicht aber unvorstellbar. Immer geht es in diesen Höllen- und Rachefantasien um die Ermutigung und Widerstandsfähigkeit der in diesem Leben von den alternativlosen Fakten Er- und Unterdrückten – diese Fantasien und ihre Zurschaustellung sind daher überlebensnotwendig für die Menschheit. Doch gnade uns Gott, wenn ihr Fake-Charakter ignoriert und stattdessen in den politischen oder militärischen Gebrauch genommen wird. Denn auch das letzte Gericht bleibt letztes Gerücht, gilt doch mit Paulus – Deuteronomium 32,35 zitierend – der Vorbehalt: „Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.“ (Römer 12,19)

7. Christliche Religion als Spielraum des Lebens

Betrachten wir den Fake als Spiel mit der Wirklichkeit, dann ergeben sich eine Vielfalt von Bezügen zu einer Theologie des Spiels:

„Denn, um es endlich aufeinmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“
(Schiller 1793/94)

Mit dieser Einsicht vollzieht Friedrich Schiller eine folgenreiche Grenzüberschreitung des Spiels auf das Leben und das Menschsein hin. Das Spiel wird zu einer Kategorie, die das gesamte Leben bestimmt und durchzieht. Menschsein gipfelt in der Fähigkeit und Tätigkeit zu spielen. Was vormalig getrennt zu sein schien, nämlich Spiel und Ernst sowie Spiel und Wirklichkeit, ist nun füreinander durchlässig, ja mehr noch, bedingt sich

⁵ Vgl. Jes 1,3: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk versteht's nicht.“

nun zunehmend und wird zunehmend ununterscheidbar bis hin in die Postmoderne, in deren Diskursen das Spiel einen elementaren Bestandteil sowie ein elementares Phänomen darstellt. Im Spiel drückt sich nach Schiller ein Höchstmaß an Freiheit aus – ein erstrebenswerter Zustand, der Menschen glücklich macht, gleichwohl aber fragil und flüchtig ist. Aber ist denn wirklich alles Spiel? Wo bleiben dann Ernst und Wirklichkeit? Diese Frage wird zu Recht von denen gestellt, denen übel mitgespielt wird. Auch wenn das Spiel in alle Lebensbereiche hinein ragt und vor nichts Halt macht, bleibt stets offen, ob und wie es Gestalt gewinnt. Doch nur wer sich auf das Spiel der Widersprüche und Fakes einlässt, die sich beim Spiel stellen, wird dem spielenden Menschen auf die Spur kommen, dessen Versteckspiel schon im Paradies eine große Rolle spielt: „Mensch, wo bist du?“ (Genesis 3,9).

Diese erste In-Frage-Stellung des Menschen durch Gott lässt sich als Beginn aller Kultur lesen. Kultur hat es mit Spielräumen sowie mit der Kunst des Improvisierens zu tun, die die ersten Menschen in der Paradiesgeschichte Genesis 3 auch mehr schlecht als recht gebrauchen. Aus dieser Geschichte – nämlich der Vertreibung aus dem Paradies – kommen wir in diesem Leben nicht heraus. Seitdem sind wir fundamental aufs Improvisieren angewiesen. Denn Improvisation bezeichnet die Kunst, sich auf das Unerwartete, das Unvorhersehbare (*im-pro-videre*) einlassen und es im Fluss des Geschehens gestalten zu können. Wenn dies gelingt, ist das der Himmel. Gelingt es nicht, ist es die Hölle – eine Doppelstruktur, die auch dem Fake eigen ist.

Ein kulturwissenschaftlicher Zugang zum Spiel zeigt die Fülle der Phänomene und Einsichten, die sich damit verbinden. Was im Deutschen unter dem Begriff Spiel subsumiert wird, differenziert sich in anderen Sprachen sehr deutlich und macht noch einmal die unterschiedlichen Spiele deutlich. Im Griechischen gibt es dafür drei Worte: *paidia* bezeichnet alles das, was zum Kind gehört, *athyrma* meint das Tändelnde und Unwesentliche, *agon* heißt der Wettstreit und bringt so das Kämpferische zur Geltung. Das lateinische *ludus* (Spiel) meint das Nicht-Ernste, den Spott, den Schein und hat sich in den romanischen Sprachen als Bezeichnung für Spiel nicht durchgesetzt. Hier steht vielmehr *iocus* Pate mit seiner Bedeutung von Spaß und Scherz, wie sie im französischen *jeu*, im italienischen *giocare*, im spanischen *juego*, im portugiesischen *jogo* und im rumänischen *joc* zur Sprache kommen. Im Eng-

lischen steht *play* für das selbstvergessene Kinderspiel ohne explizite Regeln und damit für die anthropologische Grundkategorie des Amusements, während *game* eher das Regelspiel bezeichnet: *Games people play*. Die Herkunft des deutschen Wortes Spiel ist ungeklärt und so singular, dass die damit verbundene Tätigkeit als Verb wiederholt werden muss: Wir spielen Spiele – aber auch Klavier und Fußball. Spiele machen nicht immer glücklich, denn es kann einem übel mitgespielt werden. Spielen bezeichnet immer beides: Ich spiele ein Spiel – und das Spiel spielt mit mir. Dieser Doppelstruktur setzen wir uns im Spielen aus. Etwas hat Spiel, kann aber auch auf dem Spiel stehen. Letzteres zeigt, dass es im Spielen auch um Leben und Tod geht, was wir symbolisch vorweg nehmen und einüben, z.B. in vielen Spielen, *Pachisi* (Mensch ärgere dich nicht) oder *Malefiz*, wo man geschlagen bzw. hinausgeworfen werden kann – eine Symbolisierung des Todes. Wenn mir im Leben mitgespielt wird, stellt sich die Frage: Wer spielt denn da mit mir? Meine theologische These dazu lautet: Möglicherweise ist Gott der größte Spieler, was ich anhand der drei Artikel des Glaubensbekenntnisses kurz skizziere:

1. Artikel: Spielen gehört zum schöpfungsgemäßen Tun des Menschen. Das Paradies erscheint als ein solcher Ort des gelingenden zweckfreien Spiels. Wir können zwar nicht mehr zurück ins Paradies, aber im Spiel erleben wir ein wenig von diesen paradiesischen Zuständen, die uns zur *Re-Creation* dienen. Eine der wichtigsten Spielwiesen der Bibel ist das Loblied der Weisheit in Sprüche 8,22-36. Hier wird in Vers 30f das Bild einer allezeit vor Gott spielenden Weisheit gezeichnet. Ihr Spiel kann nicht nur Menschen, sondern auch Konfliktsituationen entspannen, wie Jesu „Sandkastenspiel“ in Johannes 8,6f zeigt, als er mit dem weisen Satz „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“ einer Ehebrecherin das Leben rettet und damit ein christliches Gegenspiel zum bösen Spiel seiner Feinde inszeniert.
2. Artikel: In Christus setzt sich Gott selbst aufs Spiel. Dieses riskante Spiel endet am Kreuz, welches ja auch als Ort des Spielens überliefert ist: Die Soldaten würfeln um das Gewand Jesu, damit es seine Einheit wahrt. Die Christenheit hat dies leider oft als Anlass für ein generelles Spielverbot genommen, statt die gesamte menschliche Existenz unter dem Kreuz versammelt zu sehen. Gottes Spiel endet nicht am Kreuz, sondern setzt sich fort im Fort-Da-

Spiel von Ostern: In dem Augenblick, wo die Emmausjünger den auferstandenen Christus am Brotbrechen erkennen, verschwindet dieser vor ihren Augen (Lukas 24,31). Daher geht das Spiel weiter, z.B. im Abendmahl.

3. Artikel: Der Geist ist Ort und Hort der Möglichkeiten, des Experiments, der Leichtigkeit. Pfingsten bringt das Wunder des Sprachspiels (Apostelgeschichte 2) und der Vielfalt der Charismen, die sich in einem lebendigen Organismus (Leib Christi) gegenseitig bereichern (1. Korinther 12). Dazu muss man nicht die Sprache des Anderen sprechen, sondern sich auf dessen Spiel verständnis- und vertrauensvoll einlassen (1. Korinther 13).

Wer sich mit dem spielenden Menschen beschäftigt, merkt schnell, dass dies wie beim Fake weder in den Griff zu kriegen noch auf den Begriff zu bekommen ist. Das Leben spielt mit uns – und Christen glauben aus diesem Lebensspiel einen liebenden Gott heraus, auch wenn sich dies manchmal sehr anders darstellt und anfühlt. Christen unterstellen dem Lebensspiel die Güte und Gnade Gottes. Daraus gewinnen sie die Kraft, das Spiel ihres Lebens mitzuspielen. Dass dies nicht ohne *verLust* geht, darauf lassen sie sich ein. Eine christliche *ars ludendi* folgt dabei einer Empfehlung Martin Luthers:

„Suche also die Gesellschaft, spiele Karten oder irgend etwas anderes, was Dir Spaß macht. Das sollst du mit gutem Gewissen tun – denn Depressionen kommen nicht von Gott, sondern vom Teufel.“

(Janke, Wolf-Withöft & Wißmann 2000, 681)

8. Der Mensch als Fake Gottes: Gottesebenbildlichkeit (Imago Dei)

Das ist theologisch legitim, weil der Mensch – als Mann und Frau – nach biblischer Lesart als Gottes Ebenbild geschaffen wurde (Genesis 1,27), nur „wenig niedriger gemacht als Gott“ (Psalm 8,6). Der Mensch ist *Imago Dei*, er trägt Gottes Image als Branding – auch noch als Kain mit dem Kainsmal nach dem Mord an seinem Bruder Abel (Genesis 4,15). Der Mensch kann so als Fake Gottes gelesen werden, was etwas anderes darstellt als ein Avatar oder ein Klon Gottes. Denn der Mensch als Fake Gottes hat die Möglichkeit des Missbrauchs dieser Fake-Struktur ethisch mit zu verantworten. Als Gottes Ebenbild

ist der Mensch *cooperator*, Mitarbeiter an Gottes Schöpfung, Faktotum. Der Mensch kann diesen Fake als Spielraum der Freiheit und Wahrheit nutzen oder als Vertrauen zerstörende Lüge, böswillige Täuschung und Herrschaftsmisbrauch ad absurdum führen.

Im lateinischen Person-Begriff klingt diese Fake-Struktur ebenfalls an, bezeichnet *persona* doch die Maske, durch die die Stimme hindurchtönt – *per-sonare*. *Persona* hatte in der Antike das Bedeutungsspektrum von Schauspielermaske, Rolle, Amtsstellung und Persönlichkeit, in denen allesamt die Fake-Struktur mitspielt. *Persona* heißt: „Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der HERR aber sieht das Herz an.“ (1. Samuel 16,7) Oder anders: „Wir sind schon Gottes Kinder; es ist aber noch nicht offenbar geworden, was wir sein werden“ (1. Johannes 3,2) (vgl. Luther 1992, 160-182; 283-293). Lebendige Menschen außerhalb des Paradieses sind niemals unverkleidet anwesend (vgl. Gernig 2002; Agamben 2010) – Gott ist daher der erste Modeschöpfer (Genesis 3,21). Erst tote Menschen sind schlechthin nackt – *fakefree*. Doch wesen sie nicht mehr an, sondern verwesen.

9. Das christliche Leben als Fake: Vom Berge-Versetzen-Können

Gottebenbildlichkeit als Fake und Spiel geschehen im Modus des Als-ob. Wer spielt, tut nur so als ob. Der beißt nicht, der will spielen – so der Satz, der Nicht-Hundebesitzer meist nicht wirklich beruhigt, denn sie fragen sich: Können Hunde überhaupt so tun als ob? Bei Menschen ist das anders. Das Als-ob-Motiv lässt sich zum einen in den Gleichnissen Jesu erkennen – ein Spiel, mit dem Jesus bis heute Menschen fasziniert und zugleich über sich selber erschrecken lässt. Ein solches Spielen als ob übt ein in die Virtualität und Fiktionalität – und damit in die Medialität unseres Daseins. Im Matthäusevangelium begegnet zweimal das gleichnishafte Wort Jesu vom Glauben, der Berge versetzen könne (Matthäus 17,20; 21,21). In beiden Fällen konterkariert Jesus damit den Kleinglauben der Jünger. „Spätestens hier wird die *Sachfrage* brennend. Der Glaube hat noch nie Berge versetzt!“ (Luz 1999, 525) Diese Faktizität aber ist nicht das Entscheidende, sondern der Glaube daran, Berge versetzen zu können. Im Weltverhältnis eines Menschen, in der Frage, was ein Mensch sich angesichts der Übermacht des Faktischen zutraut, macht es einen

gehörigen Unterschied, ob jemand der Faktizität das letzte Wort gibt oder ob jemand den Glauben nicht aufgibt, dass er oder sie Berge versetzen kann. Manchmal lassen sich dann mit einem solchermaßen gestärkten Als-ob-Selbstbewusstsein immerhin Bäume ausreißen.

Paulus hat dieses Als-ob zu einer Grundkategorie des christlichen Lebens gemacht. Haben als ob man nicht hätte, *hos mä* – so lässt sich 1. Korinther 7,29-31 als christliche Lebensregel zusammenfassen. Weil Christen von der quälenden Frage nach dem letzten Ernst erlöst sind, können sie gelöst im Vorletzten spielen und so diese von Gott geliebte Welt situations- und sachgerecht wahrnehmen und nach Gestaltungsspielräumen suchen.

Judith Mair und Silke Becker haben diese So-tun-als-ob-Struktur des Fake for Real als subversive politische Gegenstrategie gegen die alles erdrückende Macht des sog. Faktischen im spätkapitalistischen Gesellschaftssystem beschrieben. Ob sie ihre 2005 publizierten Analysen nach der Machtübernahme durch Trump und andere Medienmogule⁶ heute ebenso formulieren würden, wäre eine spannende Frage, haben doch gerade diese Potentaten sich z.T. der Strategien bedient, die Mair und Becker mit guten Gründen als Gegengift und Gegenspiele empfehlen. Das spricht m.E. aber nicht gegen deren Analyse, sondern macht nur deutlich, dass auch eine Fake-Struktur nicht vor feindlicher Übernahme gesichert ist. In Zeiten globaler Unterdrückungsstrukturen ist das politisch verantwortliche Gegenspiel Unterhaltung nur als „Fakesmile“ – nicht zu verwechseln mit Faksimile – möglich:

„Der Fake ist, wenn man so will, durch und durch dialektisch. Anders gesagt: Er hat immer einen doppelten Boden. Denn der Fake gibt vor, etwas zu sein, was er nicht ist, um auf etwas zu verweisen, was einfach nicht wahr sein darf. [...] Der Fake streckt dem moralisierend-mahnenden, bildungsbürgerlichen Zeigefinger den Mittelfinger entgegen. Der Fake hat Witz, er ist immer auch Persiflage, Parodie und Pop. [...] Mit alten Kategorien wie authentisch oder künstlich, wahr oder falsch ist der Fake nicht zu fassen, denn jeder populäre Fake ist, auch wenn er eine Fälschung darstellt, zugleich auch der präzise Seismograph und unvoreilhaft

ausschnitthafte Vergrößerungsspiegel der ‚realen Verhältnisse‘. Der Fake zeigt, wie es eigentlich sein und passieren könnte, und lenkt unseren Blick auf groteske Schwachstellen und absurde Züge der selbstreferentiellen Systeme. Damit liefert gerade der Fake etwas, worauf die Authentizitätsarmada, die Realitätsverfechter und Objektivitätsapostel so scharf sind: einen wahren Kern, die so schmerzlich vermisste Substanz hinter der hohlen Hülle, den freigegebenen Blick auf das Dahinter. Doch der exklusive Gratisblick in den Abgrund bleibt der USP, den die Aussichtsplattform des Fake for Real den meisten anderen Perspektiven voraushat.“

(Mair & Becker 2005, 274f)

10. Vom Faith als Fake zum Face to Face: Glaube als himmlisch-visuelle Utopie

Apropos Spiegel: Paulus beschreibt in seinem Hohelied der Liebe das irdische Dasein als Spiegelstadium. Im Spiegel wird alle Welt verkehrt, diabolisch gesichtet. Statt der akustischen Metapher spielt nun das Visuelle eine Rolle. Und dieses Visuelle macht das Reich Gottes, das uns erwartet, nicht zu einem Einheitsbrei, sondern zu einem klaren Gegenüber: Das Zweifache hört also auch im Himmel nicht auf. Dort bleibt die persona, griechisch *prosopon*, die Maske, das Angesicht bestehen:

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“

(1. Korinther 13,12)

Face to Face – das Gegenüber, die Struktur der (mindestens) Zweiheit bleibt – auch im Himmel. Aber der Glaube wird zur Erkenntnis, weil der Mensch vollends Anerkenntnis erfährt. Paulus zieht bei all dem Fake den richtigen Schluss: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ (1. Korinther 13,13) Wer's glaubt, wird selig.

⁶ Schon 2010 hatte Umberto Eco gemutmaßt: „Das Modell Berlusconi wird in ganz Europa siegen, ja, auf der ganzen

Welt. Und das sehr bald.“ (FAZ 12.12.2010, Umberto Eco im Gespräch mit Felicitas Lovenberg)

Bibliographie:

- Agamben, G. (2010). *Nacktheiten*. Frankfurt.
- Berendt, J.-E. (1998). Ich höre, also bin ich. In: Vogel, T. (Hg.), *Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur*. 2. überarbeitete Auflage. Tübingen.
- Beuscher, B. (Hg.) (2017). *Religion + Respekt Heft 1: Cybermobbing*. Hannover.
- Bizer, E. (1958). *Fides ex Auditu. Eine Untersuchung über die Entdeckung der Gerechtigkeit Gottes durch Martin Luther*. Neukirchen-Vluyn.
- Dobberstein, M. (2000). *Musik und Mensch. Grundlegung einer Anthropologie der Musik*. Berlin.
- Ebach, J. (1997). Die Bibel beginnt mit „b“. In: Ebach, J., (Hg.), *Gott im Wort. Drei Studien zur biblischen Exegese und Hermeneutik*. Neukirchen-Vluyn, S. 85-114.
- Ebach, J. (2002). *Vielfalt ohne Beliebbarkeit*. Theologische Reden 5. Bochum.
- Fechtnr, K., Fermor, G., Pohl Patalong, U. & Schroeter-Wittke, H. (Hg.) (2005). *Handbuch Religion und Populäre Kultur*, Stuttgart.
- Flusser, V. (1994). *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*. Frankfurt.
- Gernig, K. (Hg.) (2010). *Nacktheit. Ästhetische Inszenierungen im Kulturvergleich*. Köln u.a.
- Hogrebe, W. (1996). *Ahnung Erkenntnis. Brouillon zu einer Theorie des natürlichen Erkennens*. Frankfurt.
- Janke, W., Wolf-Withöft, S. & Wißmann, H. (2000). Spiel. In: Müller, G., Balz, H. & Krause, G. (Hg.), *Theologische Realenzyklopädie 31*. Berlin, S. 677-683.
- Jörns, K.-P. (1989). Predigen ist Hörensagen. Zum Zusammenhang von Predigtanalyse und Predigtgestaltung. In: Bohren, R. & Jörns, K.-P. (Hg.), *Die Predigtanalyse als Weg zur Predigt*. Tübingen, S. 155-175.
- Kamper, D. (1984). Vom Hörensagen. Kleines Plädoyer für eine Sozio-Akustik. In: Kamper, D. & Wulf, C. (Hg.), *Das Schwinden der Sinne*. Frankfurt, S. 112-114.
- Kapferer, J.-N. (1997). *Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt*. Berlin.
- Klie, T. (2011). Alltagsreligion – Sonntagskultur. Das praktisch-theologische Interesse an den Oberflächen. In: Klie, T., Kumlehn, M., Kunz, R. & Schlag, T. (Hg.), *Lebenswissenschaft Praktische Theologie?!*. Berlin, New York, S. 149-161.
- Leutzsch, M. (2012). Karrieren des arischen Jesus zwischen 1918 und 1945. In: Puschner, U. & Vollnhals, C. (Hg.), *Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte*. 2. Aufl. Göttingen, S. 195-217.
- Leutzsch, M. (2017). Der arische Paulus. Ein Seitenstück des Mythos vom arischen Jesus. In: *Texte & Kontexte*, (40), S. 65-99.
- Luther, H. (1992). Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen. In: Luther, H., (Hg.), *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*. Stuttgart, S. 160-182.
- Luz, U. (1999). *Das Evangelium nach Matthäus. Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament*. Band I. Teilband 2 (Mt 8-17). 3. Aufl. Zürich, Düsseldorf, Neukirchen-Vluyn.
- Lovenberg, Felicitas (2010). Im Gespräch: Umberto Eco. Sind Sie der ideale Leser, Signor Eco? In: *FAZ*, 12.12.2010.
- Mair, J. & Becker, S. (2005). *Fake for Real. Über die private und politische Taktik des So-tun-als-ob*. Frankfurt, New York.
- Neubauer, H.-J. (1998). *Fama. Eine Geschichte des Gerüchts*. Berlin.
- Pezzoli-Olgiati, D. (2009). Vom Ende der Welt zur hoffnungsvollen Vision. Apokalypse im Film. In: Bohrmann, T., Veith, W. & Zöllner, S. (Hg.), *Handbuch Theologie und populärer Film*. Band 2. Paderborn, S. 255-275.
- Reuter, I. (2000). *Predigt verstehen. Grundlagen einer homiletischen Hermeneutik*. Leipzig.
- Schiller, F. (1793/94). *15. Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen*.
- Schroeter-Wittke, H. (2000). *Ahnung von der Predigt. Konturen homiletischer Didaktik*. Waltrop.
- Schroeter-Wittke, H. (2002). Unterhaltung. In: Müller, G., Balz, H. & Krause, G. (Hg.), *Theologische Realenzyklopädie 34*. Berlin, S. 397-403.
- Schroeter-Wittke, H. (2011). Den Schein wahren. Neun Responsorien auf das praktisch-theologische Interesse an den Oberflächen. In: Klie, T., Kumlehn, M., Kunz, R. & Schlag, T. (Hg.), *Lebenswissenschaft Praktische Theologie?!*. Berlin, New York, S. 163-174.

- Schroeter-Wittke, H. (2017). „Why surrender this important means of public expression of solidarity to the enemies of freedom?“ Die frühen Kirchentage als Events. In: Ueberschär, E. (Hg.), *Deutscher Evangelischer Kirchentag. Wurzeln und Anfänge*. Gütersloh, S. 220-253.
- Selbin, E. (2010). *Gerücht und Revolution. Von der Macht des Weitererzählens*. Darmstadt.
- Tillich, P. (1957). *Dynamics of faith*. New York.
- Tillich, P. (1961). *Wesen und Wandel des Glaubens. Weltperspektiven 8*. Ullstein Buch 318. Berlin.
- Waldenfels, B. (1994). *Antwortregister*. Frankfurt.

Internetquellen

- Sturm auf Jerusalem, Terra X, 06.11.2016, (701). *Die Suche nach der historischen Wahrheit im Alten Testament*. Abgerufen von <https://www.zdf.de/dokumentation/terra-x/terra-x-turm-auf-jerusalem-suche-nach-der-historischen-100.html>, Zugriff am 16.03.2018 (verfügbar bis 03.04.2021).

Harald SCHROETER-WITTKE

ist seit 2001 Professor für Didaktik der Evangelische Religionslehre mit Kirchengeschichte an der Universität Paderborn. Er forscht u.a. über Popkultur, war Spieleautor, konzertiert immer noch pianistisch und ist Mitglied im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentags.